dtv

»Um es gleich zu sagen: ich werde gesucht.« Peter Walter, des millionenschweren Betrugs mit Warentermingeschäften angeklagt, hat sich mit Frau und Tochter an die spanische Costa del Sol abgesetzt. Hier hat er Zeit, seinen Hobbys zu frönen und sein Leben Revue passieren zu lassen. Vom Fassadenputzer zum Broker und Geschäftsführer einer eigenen Anlagefirma hat es der Sohn einer Hamburger Friseuse und vieler Väter gebracht. Abonnentenwerber und Drücker war er, bevor er einem Headhunter in die Finger geriet und sein nobles Büro mit Alsterblick bezog. Sein rasanter Aufstieg wird zum Zustandsbericht aus dem »Inneren des Landes« Ende der 80er Jahre: Alles scheint möglich.

Uwe Timm wurde am 30. März 1940 in Hamburg geboren. Er studierte Philosophie und Germanistik in München und Paris. Seit 1971 lebt er als freier Schriftsteller in München. Weitere Werke u. a.: ›Heißer Sommer‹ (1974), ›Morenga‹ (1978), ›Kerbels Flucht‹ (1980), ›Der Mann auf dem Hochrad‹ (1984), ›Der Schlangenbaum‹ (1986), ›Rennschwein Rudi Rüssel‹ (1989), ›Die Entdekkung der Currywurst‹ (1993), ›Johannisnacht‹ (1996), ›Nicht morgen, nicht gestern‹ (1999), ›Rot‹ (2001), ›Am Beispiel meines Bruders‹ (2003), ›Der Freund und der Fremde‹ (2005), ›Halbschatten‹ (2008).

Uwe Timm

Kopfjäger

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die kursiv gesetzten Textstellen sind dem Werk des Ethnologen Alfred Métraux ›Die Osterinsel‹ entnommen. Aus dem Französischen übertragen von Maria Julia Kutscher und Gerd Kutscher, Stuttgart 1957. Neuausgabe in der Edition Qumran im Campus Verlag, Frankfurt 1988.

Ausführliche Informationen über unsere Autoren und Bücher finden Sie auf unserer Website www.dtv.de

Vom Autor neu durchgesehene Ausgabe 2001
6. Auflage 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 1991, 1993 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: gettyimages/Chie Fukuhara
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,5/12,5· (3B2)
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12937-4

Für Dagmar

Der Anruf

Um es gleich zu sagen: ich werde gesucht. Von Rechts wegen müßte ich in Hamburg sitzen, im Gefängnis. Aber ich sitze hier, im Garten meines spanischen Landhauses, in einer grünen Stille, die nur hin und wieder von dem Klappern einer Gartenschere unterbrochen wird. Seit sechs Monaten wohne ich, mit Frau und Tochter, hier, wohin ich eigentlich erst in gut zwanzig Jahren ziehen wollte.

Das Haus, Anfang des Jahrhunderts im andalusischen Stil erbaut, habe ich im letzten Jahr originalgetreu renovieren lassen (es ist auf den Namen meiner Schwägerin im Grundbuch eingetragen), als Wohnsitz für die Ferien und, wie schon gesagt, für das Alter.

Hier wollte ich in Ruhe mein Buch über die Osterinsel schreiben, für das ich schon seit Jahren in meiner äußerst knapp bemessenen Freizeit Material gesammelt habe. Ich will versuchen – auch wenn ich nur Autodidakt bin –, etwas zur Deutung der Osterinsel-Kultur, vor allem der noch immer nicht ganz entschlüsselten Schrift, beizutragen.

Nun bin ich in den letzten Wochen ein wenig ins Schreiben gekommen, das heißt, es sind eher Anmerkungen zu den Zitaten und Notizen, die ich in meinem Laptop gespeichert habe. Das Gerät hatte ich mir, nach einem komplizierten bürokratischen Genehmigungsverfahren, in das Untersuchungsgefängnis bringen lassen. Und nach meiner Flucht hat Britt es – die Formalitäten nahmen kein Ende – bei der Justizbehörde abgeholt und hierher mitgebracht, so daß ich meine in der Untersuchungshaft begonnene Arbeit fortsetzen konnte.

Gestern habe ich über die Besiedelung der Osterinsel vor mehr als 1500 Jahren und die sich daraus ergebende Ernährungsweise geschrieben: Die Schweine müssen bei der Landung ertrunken sein. Nur die Hühner haben überlebt. Wahrscheinlich waren die Auslegerboote in der hohen Brandung gekentert. Die mitgeführten Hunde und Schweine gingen in den Brechern unter, während die Hühner aufflogen und immer wieder auf den Köpfen der Schwimmer Zuflucht fanden, hochflogen, wenn die Schwimmer von einer Welle überspült wurden, sich ihnen dann wieder auf den Kopf setzten – so kamen sie an den Strand. Über Jahrhunderte gab es auf der Insel nur das Fleisch der Fische und Hühner. Und wesentlich später, im 18. Jahrhundert, mit den ersten europäischen Schiffen, kam noch ein anderes Fleischtier hinzu: die Haus- und Wanderratte. Die Hauptnahrung aber war die Süßkartoffel, die auf kleinen Holzflößen sorgfältig verpackt an Land getrieben war, dieses stärkehaltige Knollengewächs mit seinem matten Geschmack. Eine Lebensweisheit der Insulaner besagte: *Wir kommen auf die Welt – wir essen süße Batate, von neuem süße Batate – und dann sterben wir.*

Ich wollte, von dieser Eintönigkeit in der Ernährung ausgehend, den Zusammenhang zwischen dem Kannibalismus, den es auf der Osterinsel gegeben hat, und der Sprache, genauer der Dichtung, nachweisen. Fast alle Ethnologen bestreiten heute, daß es Kannibalismus aus Geschmacksgründen gegeben habe. Ich hingegen finde es ganz naheliegend, daß der Überdruß als Folge einseitiger Ernährung die Lust auf Menschenfleisch erzeugt, so wie auch aus der Monotonie heraus Dichtung entsteht.

Bekannt ist, daß die Osterinsel-Schrift Ideogramme kennt, die durch ihre Zeichengebung figürliche Redewendungen wiedergeben. Eine Glyphe der Osterinsel-Schrift

zeigt eine Figur, die ißt, was formal »essender Sänger« bedeutet, im erweiterten Sinn aber auch heißt: das Rezitieren von Rongorongo-Texten.

Seit gestern abend nun habe ich nicht mehr an dem Text weiterschreiben können, seit mir diese Figur, diese einmalige, unersetzliche Figur, vom Schreibtisch gefallen ist, das heißt, ich habe sie vom Schreibtisch gestoßen. Ich bin nicht abergläubisch, und doch erscheint mir das wie ein böses Omen.

Meine Mutter hatte am Abend angerufen. Wir, Britt, Lolo und ich, waren mit dem Abendessen fertig, und ich hatte mich eben wieder an den Schreibtisch gesetzt, da klingelte das Telefon. Meine Mutter ist die einzige Person in Deutschland, die meine Telefonnummer hier in Spanien herausgefunden hat. Bis dahin, fast zwei Monate lang, war, wenn das Telefon klingelte, nur Dembrowski am Apparat.

Er wohnt nur 14 Kilometer von hier entfernt, und wenn er anrief, wollte er sich zum Bridge, Tennis oder Baden verabreden. Dann aber, vor gut vier Monaten, hörte ich plötzlich die Stimme meiner Mutter am Telefon. Sie hat mir nicht verraten, von wem sie die Nummer hat. Natürlich nicht von Britt, die schon seit eh und je den Telefonhörer sofort mit spitzen Fingern an mich weitergereicht hat, wenn meine Mutter anrief.

Ich vermute, meine Mutter hat die Nummer von Dembrowski, obwohl er das bestreitet. Er wird sie angerufen und um eine Gefälligkeit gebeten haben, zum Beispiel um die Anschrift seiner ehemaligen Frau, die umgezogen ist, ohne ihm die neue Adresse zu nennen. Ich weiß, Dembrowski, der hier mit seiner wesentlich jüngeren Freundin lebt, ruft immer wieder heimlich seine Frau an,

spricht mit ihr und mit seinen Söhnen. Meine Mutter wird ihm also die Telefonnummer seiner Frau besorgt haben, vermute ich, und im Gegenzug meine Telefonnummer erfragt haben.

In Hamburg regnets.

Das ist immer das erste, was meine Mutter sagt. Ich habe den Verdacht, meine Mutter läßt es weit öfter in Hamburg regnen, als es ohnehin schon der Fall ist.

Bei euch is Sonne, nich?

Ja. Brauchst du Geld? fragte ich sie.

Nee, du weißt ja, von deinem Geld will ich nix.

Gut, wer nicht will, der hat schon. Selbstverständlich hat sie nicht nur deshalb angerufen, um mir zu sagen, daß es in Hamburg regnet. Sie hat fast immer eine Nachricht, von der sie weiß oder wissen müßte, daß ich mich nur darüber ärgern kann. Sie liest mir – und sie, die sonst so knickerig ist, scheut dabei nicht die Kosten eines Auslandsgesprächs – Zeitungsartikel vor, die von meinen früheren Geschäften berichten, erzählt mir, was Pastor Werner von mir denkt, der mich vor über zwanzig Jahren eingesegnet hat, oder was ehemalige Klienten über mich sagen, die bei ihr anrufen, um sie wegen ihres Früchtchens zu beschimpfen, denen sie aber gleich ins Wort fällt, ich habe längst mit meinem Sohn gebrochen, sag ich denen, sagt sie mir.

Weißt du, wer gestern hier war?

Nein.

Sonny.

Ja und?

Den Onkel, nur vier Jahre älter als ich, habe ich seit gut dreißig Jahren nicht mehr gesehen, und ich habe – zumindest in den letzten Jahren – kaum noch an ihn gedacht.

Nur gelegentlich, wenn ich seinen Namen las, oder wenn meine Mutter mir von ihm erzählte.

Was macht er denn?

Er sah gut aus, der Sonny, braungebrannt, war in Brasilien, eine Lesereise. Sie sprach das alles sehr betont aus, verschluckte keine Silben, wie sie es sonst zu tun pflegt. Immer, wenn sie vom Onkel spricht, wechselt sie in einen gehobenen Ton. Sie glaubt wohl, ihm das schuldig zu sein, weil er Bücher schreibt, von denen sie allerdings, da bin ich sicher, keines gelesen hat. Aber sie hört von ihm, hin und wieder, im Rundfunk oder Fernsehen.

Seit ich mich erinnern kann, spricht meine Mutter über den Onkel immer so, daß ich mich fragen muß, warum ich nicht der Onkel bin. Ausführlich erzählte sie, wie und wann der Onkel sein Abitur gemacht hat (ich bin vorzeitig von der Schule abgegangen, genauer gesagt, gegangen worden), wo und was er studierte, wann er und mit welchen Noten Prüfungen ablegte (fleißig war er, das muß man ihm lassen), wann er das Rigorosum machte (wie sie Rigooorosuum sagte!), sie erzählte von der wunderschönen (natürlich) blonden Frau, die er geheiratet hatte, von den wunderschönen Kindern, der wunderschönen angeheirateten Familie mit den wunderschönen sechstausend Rindern, die ihre wunderschönen gehörnten Schädel über die wunderschöne familieneigene Pampa beugten: und immer war der Onkel, der nicht zufällig als Kind den Spitznamen Sonny bekam, irgendwo in Paris, London, Rom, New York und anderswo, verdiente sein Geld, nicht viel, aber ehrlich, mit seinen Geschichten. Er schwindelt (man muß nur bei Plato nachlesen) und wird dafür noch bezahlt, reist auf Steuerkosten durch die weite Welt.

Er hat nach dir gefragt, sagte Mutter. Was du so machst. Wo du steckst und so.

Und was hast du gesagt?

Nix, hab gesagt, du rufst mich hin und wieder an, ha, ha. Ich hab ihm gesagt, daß ich dich seit drei Jahren nich mehr gesehn hab. Aber er wollte wissen, wie du gearbeitet hast. Was du alles gemacht hast, in der Zwischenzeit. Daß du dein Abitur nich hast, wußte er, auch daß du als Drücker gearbeitet hast und daß du Lebensversicherungen verkauft hast. Kannte sich gut aus, wußte auch von deinen Bemühungen als Broker. Hatte alles iner Zeitung gelesen. Auch, daß du verurteilt bist. Wußte sogar, was der Staatsanwalt gesagt hat, das mit deiner kriminellen Energie. Zum Betrügen gehöre ja immer auch die Überzeugungskunst, hat Sonny gesagt. Ja, hab ich gesagt, dabei haste als Kind erst gar nich sprechen wolln, dann aber gleich um so mehr und immer die tollsten Geschichten. Konnst ja nie Sunny sagen, hast immer Sonny gesagt. Hast wirklich sehr spät angefangen zu reden und dann sehr früh rumphantasiert und gelogen, hing glaub ich zusammen, lange nix sagen und dann viel, auch wenns nich stimmt. Weißt du, ich glaub, der will über dich schreiben.

Was?

Der will schreiben über dich. Hallo, sagte sie, was issn? Hallo.

Schon gut, sagte ich und legte auf

Ich ging zum Schreibtisch zurück. Es war meiner Mutter wieder einmal gelungen, mich zu stören, mich auf eine nachhaltige Weise aus meiner Arbeit herauszureißen. Ich setzte mich wieder an den Schreibtisch, vor mir das Buch mit dem Reisebericht La Perouses aus dem Jahr 1797. Ärgerlich, nein, wütend stieß ich es beiseite, so daß es ein anderes Buch anstieß, das den Stoß nach dem Gesetz der Kinetik weitergab an einen Schreibblock, der dann wiederum die Holzfigur an- und vom Tisch stieß.

Sie zerbrach, nein, zersprang auf dem gekachelten Boden in tausend Stücke. Ich hätte nie gedacht, daß Holz wie Porzellan zerspringen könnte, auch wenn es derart alt und ausgetrocknet war wie dieses Stück. Ich kroch am Boden herum und schrie, schrie vor Empörung, schrie vor Wut und Enttäuschung, und sammelte die größeren Holzstückchen und Splitter zusammen. Es war ein gelbbraunes Stück Holz gewesen, das auf den ersten Blick einer Wurzel glich, einem Stück Treibholz, spröde, ausgetrocknet, rissig und doch unbezahlbar, für mich so wertvoll wie eine Figur von Riemenschneider, denn beim näheren Hinsehen erkannte man, das Stück Holz war bearbeitet: ein auf dem Rücken liegender Mann, der – geschickt hatte der Künstler die natürliche Torsion des Holzes ausgenutzt – wie gequält den Oberkörper hochreckte, ebenso seinen Unterkörper, einen Vogelschwanz. Dieser Vogelmann kam von der Osterinsel. Vor fast drei Jahren hatte ich ihn gekauft, und seitdem begleitete er mich.

Das Holz kommt, wie ich aus einer von mir in Auftrag gegebenen Expertise weiß, aus Alaska und war das Aststück einer Sitkafichte, die vor ungefähr vierhundert Jahren in einen Fluß gestürzt war. Klippen und Wasserfälle zertrümmerten den Baum, dieses Stück wurde zum Golf von Alaska getrieben, kam dort in den warmen Alaskastrom, wurde in einem riesigen Kreis in den kühlen Kalifornischen Strom getrieben, gelangte in den immer wärmer werdenden Nord-Äquatorialstrom, wurde Jahr um Jahr durch den Stillen Ozean nach Borneo an den Strand getrieben, lag vierzig, fünfzig Jahre in der glühenden Sonne, ausgetrocknet, wurde von einer zurücklaufenden großen Brandungswelle wieder ins Meer gerissen, dort von der äquatorialen Gegenströmung erfaßt und in

östliche Richtung zu den Galapagos-Inseln zurückgetrieben, geriet in die Humboldtströmung, die damals noch nicht Humboldtströmung hieß, aber immer schon kalt war, bis es wieder in den wärmeren Süd-Äquatorialstrom trieb, drehte in einen Hunderte von Kilometern umfassenden Kreis ein, bis es, endlich, nach Jahrzehnten und Jahrzehnten durch einen unfaßlichen Zufall auf der einzigen, einsam im Ozean liegenden Osterinsel angeschwemmt wurde. Dort, wo es keine Bäume gab, nur krüppelige Büsche, wurde es aufgesammelt als kostbares Material und von einem Künstler mit einem Obsidianmesser in diesen Vogelmann verwandelt (deutlich ist der Penis hervorgehoben), ein Mensch zwischen Himmel und Erde. Noch liegt er am Boden, wie gefesselt hält er die Hände auf dem Rücken, und hat mit aller Kraft, so scheint es, den Oberkörper und den in einen Vogelschwanz übergehenden Unterkörper hochgereckt. Aber man sieht, er wird sich nie ganz vom Boden lösen können.

Der Bordarzt von Cook hat die Figur eingetauscht und nach England gebracht. Gut zweihundert Jahre lag sie in dem Mahagoni-Schrank einer Privatsammlung, aus der ich sie kaufte, legal (ich hätte sie auch illegal gekauft), und zwar für ein kleines Vermögen – so kam der Vogelmann vor fast drei Jahren auf meinen Schreibtisch im Büro. Manchmal habe ich ihn sogar an Wochenenden mit nach Hause genommen, einfach weil ich ihn nicht missen mochte, weil ich ihn vor Augen haben wollte und mit ihm seine lange Reise. Es war der einzige Gegenstand, den ich mir von Britt in die Zelle des Untersuchungsgefängnisses hatte bringen lassen. Und ich hatte ihn auch hierher mitgenommen. Niemand, auch Britt nicht, verstand, warum ich für dieses Stück Holz so viel Geld ausgegeben hatte und was ich daran so Bemerkenswertes fand.

Ich schob die Holzstückchen und Brösel vorsichtig auf ein Blatt Papier, das Wort »Leimen« ging mir durch den Kopf. Ich mußte lachen, ein verzweifeltes Lachen, und ich dachte: Wie grotesk der Vorgang des Leimens doch genaugenommen ist, dieser klägliche Versuch, etwas ungeschehen zu machen. Denn auch wenn man den Bruch nicht sieht – was in diesem Fall ja gar nicht denkbar war –, bleibt das Geleimte immer eine Täuschung.

Britt kam herein. Sie hatte auf der Veranda gesessen. Hast du geschrien? Sie sah die Holzsplitter auf dem Papier. Ach herrje, sagte sie und kniete sich neben mich, sammelte die kleinen, noch am Boden liegenden Splitter auf. Wie mürbe das ist, sagte sie, das zerbröselt regelrecht, und sie zerrieb ein Holzstück zwischen den Fingern.

Ich hätte sie anschreien mögen: Pfoten weg, sagte aber nichts.

Wer hat denn angerufen?

Meine Mutter.

Und?

Sie sagt, der Onkel will über mich schreiben.

Britt konnte nicht verstehen, was ich daran so aufregend fand.

Sie kannte den Onkel nicht, sie hatte ihn nur einmal im Fernsehen gesehen, als er ein Interview gab, vor gut zehn Jahren. (Warum fuchtelt der denn so mit den Händen rum? hatte sie damals gesagt.) Sie hatte angefangen, eines seiner Bücher zu lesen, einen Roman, den sie aber schon nach vierzig Seiten liegen ließ. Er interessierte sie nicht.

Wenn der über mich schreibt, dann bin ich ein anderer: lächerlich, skrupellos, geldgierig oder verschlagen. Die meisten Autoren schreiben über sich oder über irgendwelche Leute, die es nie gegeben hat, ausgedachte, erfun-

dene Leute, der Onkel aber schreibt über Familienmitglieder, plündert sie regelrecht aus. Plötzlich findest du dich in einem Buch wieder, und bist ein anderer. Er wird Kunden aufsuchen, sogenannte Geschädigte, ehemalige Mitarbeiter, Freunde befragen, die sich ja als Feinde erwiesen haben, Gerichtsakten lesen. Er beschäftigt sich mit meinem Fall. Er wird alles buchstäblich in die Öffentlichkeit tragen. Er wird mich bloßstellen, denn das ist es, eine Bloßstellung. Ich werde in seinem Buch erscheinen wie in einem Spiegel auf dem Hamburger Jahrmarkt, grob verzerrt, mal dick, mal doof, wie es ihm gerade in den Sinn kommt.

Schreib doch selbst, hatte Britt gesagt und war aufgestanden. Komm, sie hatte mir die Hand hingestreckt und mich vom Fußboden, wo ich noch immer saß, hochgezogen.

Ich könnte meinen Computer laden, wie es so schön heißt, und losschießen. Warum nicht? Kein feierliches Papier, das so abschreckend weiß und leer ist, sondern einfach anfangen mit dem Anruf (das ist auch das Stichwort in der Datei), mit meiner Mutter, ihr, die bis zu ihrem 65. Lebensjahr als Friseuse gearbeitet hat und seit zwei Jahren in Rente ist.

Sie war keine dieser Künstlerinnen, die Frisuren nach Gesichtern modellieren, die dafür zuerst die Gesichter genau studieren, insbesondere deren Asymmetrie, die das Individuelle ausmacht: Augen, Nase, Mund, Stirn, Wangenknochen und Kinn – und wie jede dieser Partien mit der anderen korrespondiert. Gerade der Friseur muß darüber staunen können, daß so wenige Teile eine unendliche Variation ermöglichen (ein Problem für die Chaos-Theoretiker). Die Künstler unter den Friseuren arbeiten mit dieser Asymmetrie, indem sie Hervorstechendes ver-

decken, zu klein Geratenes hervorheben, Gegensätzliches ausgleichen, also harmonisieren.

Meine Mutter – mir wäre wohler, ich könnte es anders beschreiben – war eine lustlose, faule, wurschtige Friseuse. Und sie war eine schlechte Friseuse, da sie einen scharfen Blick für Mängel hat. So konnte sie Vorteilhaftes nicht hervorheben, da sie es gar nicht erst sah, derart stachen ihr die Mängel ins Auge. Sie war nie länger als ein Jahr in einem Frisiersalon beschäftigt, auch nicht in den Vororten, wo sich meist anspruchslose Rentnerinnen frisieren lassen. Nach spätestens sieben Monaten hatte sich herumgesprochen, daß die von ihr gelegten Dauerwellen nicht zufällig und nicht wegen irgendeines isländischen Sturmtiefs so schlaff hingen. Was sie tönte, war so grell, farblich derart von der gewünschten Farbe entfernt, daß einige ihrer Arbeitgeber den Verdacht äußerten, sie sei farbenblind oder aber von der Konkurrenz bestochen worden. Sie schnitt Treppen, wo etwas glatt fallen sollte, und was gerade sein sollte, wurde schief. Immer wieder mußte sie nachbessern, immer wieder kam eine etwas längere Strähne hervor, die dann, abgeschnitten, eine Ecke ergab. Eine Frau, die eine Pagenfrisur trug, verklagte den Friseurmeister, bei dem meine Mutter arbeitete, auf Schadenersatz, nachdem meine Mutter ihr den Pony um gute fünf Zentimeter nach oben gekürzt und in eine Art schlaffer Irokesenfrisur verwandelt hatte.

Mit meiner Mutter konnte man nicht darüber reden. Sie behauptete dann jedesmal, daß es am Kopf, an der unruhigen Kundin oder an dem zu dünnen Haar gelegen habe. Eine Zeitlang, und es war die längste Zeit, hat sie Gastarbeitern die Haare geschnitten. Eine gut bezahlte Schwarzarbeit. (Meine Mutter ist so kreuzehrlich, daß sie

dem Finanzamt anonym die Einkommenssteuer überwies.) Es müssen standhafte Männer gewesen sein, und sie müssen erhebliche Sprachprobleme gehabt haben, denn meine Mutter behauptete, sie habe nie Klagen gehört. Und doch kam nach zwei Jahren niemand mehr zu ihr, was sie mit den gestiegenen Löhnen erklärte. Die Leute wollen einfach mehr ausgeben, sagte sie, und in einem richtigen Friseursalon sitzen.

Natürlich habe ich überlegt, ob ich über meine Mutter schreiben soll, schon weil es wie ein strafmilderndes psychologisches Selbstgutachten wirken könnte. Ob es nicht fairer wäre, einfach zu schweigen, zumal sich eine so komplizierte Mutter-Sohn-Beziehung nicht kurz beschreiben läßt, vielmehr Gegenstand einer eigenen Geschichte sein müßte. Aber ich komme nicht umhin, sonst tut es mein Onkel, was meine Mutter, die ihn so hemmungslos bewundert, sicher nicht vermutet. Leider gibt es mehrere Geschichten, die nach einer Beschreibung verlangen. Ich will hier nur einige andeuten, um damit sozusagen das Copyright zu beanspruchen: Frauen mit halb angefärbten roten Haaren, eine junge Frau mit einem tiefen Schnitt in der rechten Ohrmuschel, zwei oder drei Frauen, denen die Haare nach einer intensiven Bleichung ausfielen, lilafarbene Haare, als die Farbe noch absolut ungewöhnlich war. Eine Frau kam mit grünen Haaren zu uns in die Wohnung, um sich zu beschweren. Sie sah aus wie der kleine Nöck. Und schließlich die Frau, die eines Tages mit ihrem Mann vor unserer Wohnungstür stand, kahlköpfig, und mit einer Klage wegen Körperverletzung drohte, wozu es dann aber wie auch in den anderen Fällen nicht kam. Es war ja Schwarzarbeit.

Du sollst nichts Schlechtes über deine Eltern reden, habe ich im Konfirmandenunterricht gelernt – auf der Straße allerdings auch: Du sollst Vater und Mutter ehren, und wenn sie dich schlagen, dann sollst du dich wehren.

Der Onkel hatte sich immer einen anderen Vater gewünscht, ich habe mir immer eine andere Mutter gewünscht und noch mehr Väter.

Das ist eine meiner ersten Erinnerungen: Wir waren im Alten Elbpark, der wahrscheinlich schon damals vollgekotet war, hinter den Büschen die abgebundenen Präservative, die schnelle Nummer hinterm Busch, der Billigstrich war nicht weit. Auf dem Hügel der steinerne Bismarck, buschigstarr über den Hafen, nach Westen blickend, die Adler zu seinen Füßen, so stand er auf dem kleinen Hügel, riesig, massig, granitdüster. Dorthin ging sie mit mir – es war ja fast um die Ecke – am Sonntagnachmittag. Hagenbeck, Planten un Blomen, Harburger-Berge, das war ihr alles zu weit, zu anstrengend. Ich hatte auf dem asphaltierten Parkweg gespielt und war zu einem Gatter gelaufen und hatte den Kopf durch das verschnörkelte Eisengitter gesteckt. Als ich ihn wieder herausziehen wollte, bekam ich ihn nicht aus den Eisenstäben, ich hing fest. Ich schrie. Ich konnte in meinem Eisenkragen meine Mutter sehen. Sie saß auf der Parkbank und rauchte mit zwei, drei schnellen Zügen ihre Zigarette zu Ende (zugegeben, Zigaretten waren damals ja noch teuer), dann drückte sie die Kippe gewissenhaft aus, und erst dann stand sie auf, kam zu mir und führte mir den Kopf, was sich als ganz leicht erwies, durch die Eisenstäbe.

Es war dafür eine bestimmte Bewegung, eine leichte Drehung des Kopfes nötig, die aber gegen den Reflex des Kopfzurückziehens ging. Später erzählte die Mutter diese

Geschichte gern anderen und immer wieder, und dann auch noch mit dem Hinweis auf die Truthähne, die so dumm seien, daß sie, stecken sie den Kopf durch einen Maschendraht, ihn nicht etwa wieder zurückzögen, sondern einfach durch die nächste Drahtmasche wieder entkommen wollten.

Einmal hatte meine Mutter, ich muß damals fünf oder sechs gewesen sein, Läuse auf meinem Kopf entdeckt. Aber sie wollte mir nicht die Haare schneiden, wollte auch nicht mit mir zum Friseur gehen, das war ihr zu peinlich. So nahm die Großmutter mich an die Hand und brachte mich zum Friseur.

Nix da, sagte der. Erst nachdem die Großmutter ihm einen größeren Schein gegeben hatte, griff er zur Schere. Ich sollte mich auf den Friseurstuhl setzen, einen drehbaren Metallstuhl, an der Seite Armstützen, als sollte man daran festgeschnallt werden, eine verstellbare Kopfstütze, die auf einer Metallschiene nach unten geschraubt wurde. Ich hatte einmal zugesehen, wie derselbe Friseur einem jungen Hund, einem Boxer, den Schwanz und die Ohren kupiert hatte. (Meine Ohren sind ziemlich groß.) Der Friseur zeigte auf den Stuhl. Ich lief zur Tür, aber der Mann packte mich. Ich strampelte, schlug um mich, der Mann wickelte ein Tuch um meinen Oberkörper und schnürte es – die Arme wurden mir an den Leib gepreßt – zu. Im Spiegel sah ich mich, meinen offenen Mund, aus dem es herausschrie. Der Mann schnitt mir mit drei, vier Scherenschlägen das Haar ab, griff sich eine verchromte Zange – ich schrie – und schor die Haarbüschel ab, ein schmerzhaftes Zwicken der Messer. Erst später hörte ich den Namen dieses Instruments: Evelierschere. Kahl der Schädel, die Ohren riesig und rot, am Kopf die Kniffe der